

MARTHA CONWAY
Das Schiff der Träume



GOLDMANN
Lesen erleben

Martha Conway

Das Schiff
der Träume

Roman

Aus dem Englischen
von Christine Heinzius

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»The Underground River« bei Touchstone,
an imprint of Simon & Schuster Publishers, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter
enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine
Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen,
sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der
Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2017
Copyright (c) der Originalausgabe 2017 by Martha Conway
Copyright (c) der deutschsprachigen Ausgabe 2017
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: INTERFOTO / Mary Evans / Pharcide /
FinePic®, München
Redaktion: Ilse Wagner
BH · Herstellung: kw
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-20529-5
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für meinen Vater, Richard Conway,
der mit mir den Ohio River befahren hat.*

Ohio, 1838

Ich hielt ihr das Taschentuch hin. Als sie es mir aus der Hand nahm, berührten sich unsere Finger, und sie sagte leise: »Sie sind die Freundin von Mrs Howard, nicht wahr?« Mein Herz stolperte und begann dann zu rasen. Ich sah zu Hugo, der außer Hörweite stand. Die Frau wandte ihm den Rücken zu, sperrte ihn aus. Absichtlich, wurde mir bewusst.

»Ja. Ich bin May Bedloe«, sagte ich schnell. Dann dachte ich: Hätte ich ihr meinen Namen überhaupt nennen sollen? Ich wusste nicht, wie das hier ablief, aber es war egal, ich glaube, ich hätte alles sagen können, solange es mit »Ja« begann. Sie war hier, um mir eine Information zu überbringen, nicht, um eine einzuholen.

»Ihr Paket wird heute Nacht am Ufer warten.«

I



25. April 1838, Cincinnati, Ohio

Als das Dampfschiff *Moselle* kurz vor dem Anlegen in Cincinnati explodierte, saß ich unten in der Damenkabine, nähte Teeblätter in kleine Musselinbeutel und schmiedete Rachepläne gegen meine Cousine Comfort, weil sie beim Abendessen über mich gelacht hatte.

Ich konnte es ihr auf vielerlei Art heimzahlen. Manchmal ergänzte ich ein paar Abnäher an ihren Manschetten, auf der Bühne schwellen ihre Handgelenke dann an, sodass sie den Stoff nach der Vorstellung aufschneiden musste, um ihre Arme herausziehen zu können. Oder ich schnitt die Bänder ihrer Corsage ein bisschen kürzer, damit sie sich nicht so eng schnüren konnte, wie es ihr gefiel, oder ich nähte eine kleine Taubenfeder in den Rücken eines ihrer Kostüme, sodass der Kiel an ihrer Haut kratzte.

Ich war Comforts Schneiderin, Garderobiere und Kofferpackerin. Und hundert anderes mehr. Sie war die Berühmte Comfort Vertue. Das war ihr Bühnenname.

Aber sie war nicht berühmt, und sie war nicht mit Lord und Lady Vertue aus Suffolk in England verwandt, wie sie beim Abendessen behauptet hatte. Comfort war fast dreißig

Jahre alt, behauptete jedoch, so alt zu sein wie ich, zweiundzwanzig. In den letzten sechs Monaten waren die Rollenangebote für eine Junge Naive seltener geworden, aber sie war noch nicht bereit, Matronen oder Witwen zu spielen, da der Name bei diesen Rollen bestenfalls erst als zweiter oder dritter auf dem Plakat genannt wurde. Stattdessen hatte sie für uns beide Fahrkarten auf dem Dampfschiff *Moselle* nach St. Louis gebucht, auf der Suche nach, wie sie es nannte, neuen Chancen.

Wir hatten in Pittsburgh darüber gestritten. Ich wollte mit einer Überlandkutsche nach New York fahren, wo wir mehr Chancen hätten. Aber Comfort hatte genug von New York.

»Wir haben nicht genug Geld dafür, Frog. Außerdem habe ich ein Angebot vom New Theatre in St. Louis. Der Direktor stellt ein Ensemble zusammen.«

Sie lächelte mich an. Meine Cousine ist eine sehr schöne Frau mit klaren blauen Augen, schönen Zähnen und hellem rotgoldenem Haar, das ich jede Nacht für sie auf Stoffstreifen wickelte. Ihre Nase ist allerdings ein kleines bisschen schief und lenkt die Aufmerksamkeit auf die Kerbe in ihrem Kinn.

»Ein festes Angebot?«, fragte ich.

Sie behauptete gern, dass sie mich nach dem Tod meiner Mutter gerettet hatte, aber das stimmte nicht. Sie hatte einfach nur eine Chance wahrgenommen. Wie die Chance, die sie jetzt in St. Louis sah. Dort kannte uns niemand. Sie könnte zweiundzwanzig Jahre alt sein und gerade erst beginnen, und nicht fast dreißig und gerade so durchkommen. Ich wäre diejenige, die ich immer gewesen bin: ihre dunkelhaa-

rige Cousine, die für sie nähte und sich von der Bühne fernhielt. Ich könnte auch zweiundzwanzig Jahre alt sein. Was ich tatsächlich war.

* * *

Wir waren bereits seit sechs Tagen auf der *Moselle* und dachten, noch weitere sechs Tage auf ihr zu verbringen, als sie nachmittags unterging. Beim Abendessen befanden sich Comfort und ich an einem großen Tisch fast im Zentrum des Speisesaals mit sieben oder acht anderen Gästen. Wir alle saßen nah an der weißen Tischdecke mit ihren vielen kleinen Saucenflecken, während Männer in weißen Jacketts Platten aus der Küche hereintrugen: gebratenes und frittiertes Huhn, paniertes Kabeljau, kalter Schinken, warmes Brot, eingemachte Pfirsiche, eingelegte Gurken und große Steingutschüsseln mit dampfendem Gemüse. Im Speiseraum roch es nach Braten und Terpentin, und im Hintergrund hörte man ein leises, aber stetiges Brummen von den Heizkesseln, das wir im Gespräch übertönen mussten. Das war für die ausgebildete Schauspielerin Comfort kein Problem. Mit einer der Damen an unserem Tisch, Mrs Flora Howard, einer rotgesichtigen Sklavereigegegnin, nahmen wir inzwischen all unsere Mahlzeiten ein. Sie erzählte uns eine lustige Geschichte über ein Maultier, und ich habe wohl darüber gelächelt, denn ein anderer Tischgenosse, Mr Thaddeus Mason, ein Schauspieler wie Comfort, sagte plötzlich: »Na sag mal, May! Was für ein hübsches Lächeln!«

Ich wurde sofort verlegen und presste die Lippen aufeinander.

»Jetzt sehen Sie nur, was Sie getan haben«, sagte Mrs

Howard, »ich glaube, ich habe Mays Zähne noch nie gesehen.«

»Ein Lächeln, das umso bezaubernder ist, weil es so selten ist«, sagte Thaddeus mit seiner Stimme für das Rezitieren von Gedichten. Thaddeus war ein bisschen kleiner als der Durchschnitt und trug seine blonden Locken recht lang wie ein jüngerer Mann. Wir kannten ihn aus dem Third Street Theatre, an dem Comfort einen Monat lang mit ihm gemeinsam aufgetreten war. Mrs Flora Howard hatte ihren Bruder in Shippingport besucht und war jetzt auf dem Weg zu einem anderen Bruder in Vevay. Sie war eine kräftige Frau, die jeden Tag lange Perlen- und Silberketten über ihren üppigen Seidenroben trug. Jedes ihrer Kleider verschlang viele Meter Stoff, und ich fragte mich, ob die Kosten dafür nicht reichten, um sie zum Abnehmen zu bewegen. Aber Comfort erzählte mir, dass Mrs Howard eine reiche Witwe war, mit einem großen, wunderschön ausgestatteten Haus in Cincinnati – Comfort findet solche Dinge immer heraus –, und wahrscheinlich dachte sie, dass sie sich ihr Gewicht leisten konnte.

Comfort legte ihren Kopf schräg und lächelte Mrs Howard mit ihrem kindlichen Lächeln mit Grübchen an. Sie war es gewohnt, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen, und es gefiel ihr nicht, dass sie diese mit mir teilen musste. Nicht dass es mir gefallen hätte.

»Sie sind sehr talentiert«, sagte sie zu Mrs Howard, »wenn Sie meine Cousine zum Lächeln bringen. Und wenn Sie sie zum Lachen bringen, nun, dann gebe ich Ihnen einen Dollar. Ich glaube, ich habe May in meinem ganzen Leben nur zwei Mal lachen hören.«

Eine Übertreibung. Ich mag keine Übertreibungen.

»Ich lache manchmal«, sagte ich.

»Ich bin mir sicher, Sie haben ein wunderschönes Lachen«, warf Thaddeus ein, »genau wie Ihr Lächeln.«

Comfort runzelte die Stirn. Aufmerksamkeit bedeutete für sie das, was der perfekt gerade genähte Saum für mich bedeutete, und wir waren beide bereit, hart dafür zu arbeiten.

»Ach, sehen Sie nur – wird das Mädchen für uns singen?«, fragte sie laut und wechselte das Thema. »Ich glaube schon! Ich glaube, dieses Mädchen wird tatsächlich für ihr Abendessen singen!«

Ich drehte mich um. Eine große Frau in einem rosafarbenen Kleid stand auf einem kleinen Podium und bereitete sich auf ihren Auftritt vor. Neben ihr spielte ein Mann mit einer Geige unter dem Kinn ein paar Noten, um das Instrument zu stimmen und um unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Und als alle im Raum ruhig waren, zeigte er mit seinem Bogen auf sie und sagte: »Ladys und Gentlemen, Miss Helena Cushing, von Hugos und Helenas Floating Theatre.«

Die geschlossenen Glastüren des Speisesaals warfen ein diffuses Nachmittagslicht auf ihr rosafarbenes Kleid und ihr hübsches, weiches Gesicht. Über uns schwankten die Kronleuchter, als das Schiff eine leichte Kurskorrektur durchführte, dann breitete Miss Cushing die Arme aus und begann zu singen.

»Drink to me only with thine eyes, and I will pledge with mine

Or leave a kiss within the cup and I'll not ask for wine ...«

Sie sang ruhig und entspannt, gar nicht so, als stünde sie vor hundert Fremden, die Servietten in den Kragen gesteckt hatten und ihre Gabel gerade zum Mund führten, sondern eher so, als wäre sie allein in einem Zimmer und ließe ihren Tee abkühlen, während sie ihren eigenen Gedanken bis an ihr Ziel folgte. Als sie geendet hatte, gab es höflichen Applaus, dann läuteten die Gäste nach mehr Brot.

Miss Cushing drehte sich zu dem Geiger um und fing an, energisch mit ihm zu sprechen. In einem Augenblick war all ihre bemerkenswerte Ruhe verflogen.

»Also, das ist einfach schrecklich«, verkündete Mrs Howard.

Ich folgte ihrem Blick zu einem Tisch in der Nähe, an dem eine ältere Frau in einem dunkelgrünen Kleid von einem schwarzen Jungen bedient wurde.

»Sie hat ihren Sklavenjungen mitgebracht«, sagte Mrs Howard.

Der Junge stand hinter dem Stuhl seiner Herrin, trug weiße Handschuhe, die am Handgelenk eng geknöpft waren, und ein kleines braunes Halstuch über einem frisch gebügelten weißen Hemd. Ich bin im Norden aufgewachsen und hatte bisher erst selten Sklaven gesehen. Auch wenn sein Hemd eindeutig für ihn verändert worden war – die Schulterlinie war nicht ganz korrekt –, er oder jemand anders achtete sehr darauf, dass es sauber war.

Einer unserer Tischgenossen, ein Mann mit Backenbart und einem Smaragdring an seinem kleinen Finger, beugte sich vor.

»Ich habe gehört, dass alle Sklaven in St. Louis Französisch sprechen«, sagte er.

»Für sie ist er wie ein Gepäckstück«, sagte Mrs Howard laut und indigniert und ignorierte ihn. »Sie holt ihn und nimmt ihn einfach überallhin mit. Jemand sollte ihn sich jetzt sofort schnappen und nach Kanada bringen.«

Der Mann mit dem Ring am kleinen Finger runzelte die Stirn. »Das wäre Diebstahl, man könnte Sie dafür hängen. Nehmen Sie nur diesen Mann, Lovejoy. Alles, was er getan hat, war, ein paar Artikel gegen Sklaverei in seiner Zeitung zu veröffentlichen, und schon hat man seine Druckerpresse mit ihm verbrannt. Oder ihn erschossen, ich erinnere mich nicht mehr so genau.«

Aber das ließ Mrs Howard nur noch unerbittlicher antworten: »Die Sklaverei muss abgeschafft werden, nicht erst morgen, sondern heute. Ich bin mir sicher, jeder an diesem Tisch stimmt mir zu.«

Aus irgendeinem Grund fiel ihr Blick auf mich. Da von mir keine Reaktion kam – ich war mir nicht sicher, was sie wollte –, schaute sie nun auf Comfort. »Was denken Sie, meine Liebe?«, fragte sie meine Cousine.

Aber Comfort sah immer noch zur Sängerin. »Oh, sie hat schon eine hübsche Stimme, sicher«, sagte sie, »aber heutzutage muss man ein bisschen von allem können. Eine hübsche Stimme genügt nicht. Ich war mal an einem Theater in Boston, und man wollte, dass ich einen Jig tanze. Einen Jig! Und sie wollten alle, dass jemand *Jump, Jim Crow* sang. Ich könnte Tom Rice umbringen, weil er das geschrieben hat. Ich kenne ihn natürlich. Wir sind in Tarrytown gemeinsam aufgetreten. Er hat das Lied von einem Stallburschen hinter dem Theater gehört. Ich stand damals auf der Bühne.«

Stimmt nicht. Mehr als eine Übertreibung – eine Lüge.

Ich wischte mir die Hände an einer dunkelbraunen Serviette ab, die bereits benutzt aussah.

»May war auch da«, fuhr Comfort fort, sie sah mich schelmisch an, und ich wusste, dass sie mich noch weiter necken wollte. »Sie hat selbst gehört, wie der Stallbursche das Lied gesungen hat. Wäre sie schneller gewesen, hätte sie das Lied als Erste aufschreiben können, sodass wir ein Vermögen verdient hätten.«

»Ist das wahr?«, fragte Thaddeus und nahm sich noch ein Stück Kabeljau. Das Essen auf dem Schiff war im Fahrpreis inbegriffen.

»Nein«, sagte ich, »ist es nicht. Tom Rice hat das Lied in Baltimore gehört, nicht in Tarrytown. Und ich war ganz woanders.«

Comfort lachte laut auf. »Habe ich es Ihnen nicht gesagt, Mrs Howard? May kann nicht lügen! Es geht einfach nicht!«

Ich sah sie scharf an. Hatte sie über mich gesprochen, bevor ich mich hingesetzt hatte? Aber Mrs Howard warf der Frau mit dem Sklavenjungen immer noch tödliche Blicke zu.

»Sie hat in ihrem ganzen *Leben* noch nie gelogen«, sagte Comfort, dieses Mal zu allen anderen am Tisch. »Nicht einmal, um zu sagen, dass ihr mein Hut gefällt, auch wenn sie ihn eigentlich nicht mag. Ich habe mal gehört, wie sie einer Braut am Hochzeitsmorgen gesagt hat, dass das Wetter sicherlich nicht mehr besser wird. Und zu dem Zeitpunkt nieselte es nur leicht.«

Während er kaute, betrachtete mich der Mann mit dem Smaragdring am kleinen Finger, als wäre ich eine Kuriosität. Ein dunkler Zorn regte sich in mir.

»Und natürlich hatte May recht, denn während sie in der

Kirche waren, brach ein Sturm los«, fuhr Comfort fröhlich fort, »und sie verpassten ihr Hochzeitsfrühstück. Sie hatten wegen des Gewitters Angst, die Kirche zu verlassen. Wir haben es selbst gegessen, stimmt's, May?«

Ich spürte, wie mein Gesicht wärmer wurde, und legte sorgfältig meine Gabel und mein Messer auf meinem Teller ab. Ich wollte nicht widersprechen, ich streite nicht gern vor anderen Leuten, aber ich musste es sagen: »Nein. Haben wir nicht.«

Comfort lachte wieder. Jetzt hatte sie die Aufmerksamkeit aller Anwesenden. »Sehen Sie! Sie kann nicht lügen, nicht mal, um mir zu helfen, das Gesicht zu wahren, und ich glaube, dass sie mich von allen Menschen in der Welt am meisten mag.«

Mrs Howard, Thaddeus und der Mann mit dem Smaragdring am kleinen Finger wandten sich alle mir zu. Ich kniff mir ins Handgelenk und wollte, das Gespräch wäre zu Ende. Ich sprach nicht gern vor einer Gruppe, ich mochte es nicht, aufgezogen zu werden, und vor allem mochte ich es nicht, wenn mich alle anschauten. Das war meine Strafe für das Lächeln.

»Du magst mich doch, Frog, nicht wahr?«, neckte Comfort mich in kokettem Tonfall.

Ich sah zur Seite. Ich mag meine Cousine, das stimmt, aber in diesem Augenblick hasste ich sie.

* * *

Nach dem Abendessen spazierten Comfort und Mrs Howard auf dem Deck umher, und Thaddeus Mason begleitete den Mann mit dem Smaragdring, um eine Zigarre zu rau-

chen. Ich ging allein in die Damenkabine, um zu nähen und Rachepläne gegen meine Cousine zu schmieden.

Die Damenkabine war ein großer, eckiger Raum, der im Vergleich zur Herrenkabine, in die ich bei meiner Ankunft an Bord einen Blick werfen konnte, recht schäbig wirkte. Auf dem Boden lagen zwei dünne Teppiche zweiter Wahl, und nur zwei gerahmte Bilder hingen an den Wänden, aber wenigstens gab es keine Spucknapfe. Fünfzehn oder zwanzig Frauen befanden sich bereits im Raum, als ich eintrat. Sie saßen in kleinen Gruppen zu dritt oder viert in gepolsterten Stühlen mit geraden Rückenlehnen, lasen oder unterhielten sich oder nähten.

Ich entdeckte einen freien Stuhl an einem Fenster, wo das Licht noch hell genug war. Da der Ohio von Pittsburgh bis zur Mündung in den Mississippi in Cairo, Illinois, fließt – dazwischen durchquerte er noch vier Staaten –, fuhren wir recht schnell mit der Strömung, und als ich mich hinsetzte, hörte ich das rhythmische Schlagen der Schaufelräder, die das Wasser aufwirbelten.

Ich legte meinen leichten Schal über meine Knie, an denen ich schnell fror, holte Nadel und Faden hervor und ein Einmachglas mit Tee. Ich nähte kleine Teebeutel, die ich verkaufte, um ein wenig zusätzliches Geld zu verdienen, meine ganz eigene Erfindung: kleine Teeblätter, für eine Tasse abgewogen, in ein Quadrat aus saugfähigem Musselin gelegt und dann zugenäht. Ich ging in der Pause in den Theatern, in denen Comfort gerade auftrat, mit einer Schachtel voller Teebeutel durch den Saal und erklärte den Theaterbesuchern, wie sie die Beutel in eine Tasse kochendes Wasser hängen konnten, um bequem eine einzelne Portion Tee zu erhalten.

Ich gab den Theatermanagern immer zehn Prozent meines Profits und rechnete ihren Anteil immer auf den Penny genau aus, auch wenn ich sie leicht hätte betrügen können, so wenig achteten sie darauf, was ich tat. Aber ich betrog sie nie, denn betrügen ist dasselbe wie lügen.

Comfort hatte recht, als sie sagte, ich könne nicht lügen. Es geht dabei nicht ums Prinzip. Aus mir unerklärlichen Gründen habe ich ein starkes Bedürfnis, Tatsachen penibel genau wiederzugeben. Und da ich nicht immer verstehe, was die Menschen zwischen den Zeilen ausdrücken wollen, bin ich vielleicht ehrlicher als nötig oder sogar erwünscht. Meine Mutter meinte, das läge daran, dass ich auf dem linken Ohr nichts mehr höre. Ich könne die Zwischentöne nicht hören, erklärte sie, deswegen verstand ich ein Gespräch nie so wie andere Leute. Wenn eine Frau etwa, um Comforts Beispiel zu bemühen, zu mir sagt: »Ich bin mir bei meinem neuen Hut nicht ganz sicher«, würde ich wahrscheinlich nicht darauf kommen, dass sie möchte, dass ich ihr sage, dass er mir gefällt. Stattdessen würde ich versuchen aufzulisten, was ich als gut und was als schlecht an dem Hut ansehe, damit sie zu einer Entscheidung kommt. Ich weiß nicht, warum Comfort mich auslacht, wenn ich das tue. So bin ich eben, und das weiß sie. Warum sollte man wegen eines Huts lügen?

Eine Nadel in eine kleine Näharbeit hineinzustecken, das beruhigt mich jedoch immer, und während das Schiff eine der äußeren Anlegestellen nahe Cincinnati anfuhr und dabei sanft im Takt der Heizkessel schaukelte, vergaß ich meinen Ärger auf Comfort allmählich. Ich war schon früher auf Dampfschiffen gewesen, und der Geruch von nassem Holz,

Moos, Zigarrenrauch und Braten von früheren Mahlzeiten, der jede Kabine und das Deck einhüllte, machte mir nichts aus, und mir gefiel der Blick auf den Ohio River mit der langen Reihe von Weiden, die ihre Blätter im Wasser badeten. Der Fluss war die natürliche Grenze zwischen dem Norden und dem Süden mit Ohio auf der einen Seite und Kentucky auf der anderen. Am Ufer sah ich die kleinen, windschiefen Hütten, in denen die Holzfäller lebten. Ein Kind mit einer blauweißen Haut watete durch den Schlamm und zog eine halb verhungerte Kuh hinter sich her. Es sah zur *Moselle* auf, als sie vorbeidampfte, als wäre sie seine Rettung, doch wir zogen einfach an ihm vorbei. Ich schnitt mit meiner Schere einen Faden ab: noch ein Teebeutel fertig.

»Nach Chautauqua mache ich vielleicht noch eine Wasserkur in Malvern«, sagte eine der Damen mit einer trockenen, fedrigen Stimme. Es war die ältere Dame, die beim Abendessen ihren Sklavenjungen dabei hatte, auch wenn der Junge jetzt nicht bei ihr war. Sie saß da, ihre alten, knotigen Hände auf ihrem dunkelgrünen Seidenkleid gefaltet, ein paar glänzende graue Locken hingen aus ihrer passenden grünen Haube heraus. Als ich weitere Musselinquadrate zuschnitt, hörte ich, wie das Schiff mit einem ungewöhnlich schrillen Geräusch den Dampf ausstieß, während wir darauf warteten, dass Passagiere zustiegen. Später hieß es, dass der Kapitän der *Moselle* sehr stolz auf sein Schiff gewesen war, das vor Kurzem einen Rekord für die schnellste Reise von Pittsburgh aus aufgestellt hatte, und dass er an diesem Tag vor dem Dampfschiff *Tribune* an der nächsten Anlegestelle ankommen wollte. Die neuen Passagiere drängelten sich auf unser überfülltes Schiff, der Kapitän hob seinen Arm, und

wir fuhren los, in der Hoffnung, die Zeit wieder aufzuholen. Aber das Rad der *Moselle* schaffte nicht einmal eine komplette Umdrehung, als alle vier Heizkessel gleichzeitig mit dem Geräusch eines vollen Schießpulverlagers explodierten.

Es war ein Geräusch, das sich wie ein Schlag anfühlte. Einen Augenblick lang schien es, als wäre die Luft selbst aufgeplatzt; das Schiff bekam starke Schlagseite, wodurch wir alle von unseren Stühlen fielen. Öllampen, die nicht angezündet waren, kippten auf den Boden, und die Kronleuchter über uns schwangen wie wild hin und her, während alle im Raum in Richtung Schott stürzten. Ich glitt mit dem Gesicht über das Kleid von irgendjemandem, und die ältere Dame, die nach Malvern wollte, quetschte mich kurz ein.

»Was ist passiert?«, fragte sie mit ihrer alten, fedrigen Stimme.

»Sie ist in die Luft geflogen!«, rief jemand.

Das Schiff taumelte noch einmal und erstarrte. Während der ersten paar Minuten konnten wir nicht mehr tun, als uns aufzurappeln und anderen dabei zu helfen aufzustehen. Jeder sagte dasselbe: Sind Sie verletzt? Nein, Sie? Die alte Frau, die nach Malvern fahren wollte, umfasste ihren Ellbogen. »Sinken wir?«, fragte sie. Ohne eine Antwort abzuwarten, sagte sie: »Wir müssen an Deck gehen, bevor wir untergehen.«

Ihre Haube war nach hinten gerutscht, und ich sah, dass ihre glänzenden grauen Locken falsch waren, sie waren innen an der Haube festgenäht. Ihr echtes Haar war fein und dünn. Auch wenn wir sicherlich fünfzehn Frauen im Raum waren, schrumpfte meine Welt nach der Explosion auf die zwei oder drei Menschen direkt neben mir zusammen.

Irgendwie ergab es sich, dass die Malvern-Dame und ich und noch eine Frau mit Kind einander halfen. Die Luft im Raum war gefährlich verraucht, und meine Ohren schmerzten noch von der Explosion, aber mir fiel auf, dass die Wände immer noch senkrecht standen.

»Brennt sie?«, fragte mich die Frau mit dem Kind.

»Lassen Sie uns an Deck gehen«, sagte ich zu ihr. »Es werden sicher ein paar Boote unterwegs sein, um uns zu helfen.«

Meine Stimme schien aus meinen Ohren zu kommen, und alles sah aus, als sei es schwarz umrandet: der Türrahmen, die Kanten der Stufen. Wir alle versuchten jetzt, aus der Kabine an Deck zu gelangen, im Moment noch ruhig und geordnet, doch später entdeckte ich Blutergüsse auf meinem Arm, die ich mir nicht erklären konnte, grellgelb und rund wie Knöpfe. Die ganze Zeit über dachte ich nicht an Comfort, so durcheinander war ich. Ich dachte nur an mich selbst, die Malvern-Lady und die Dame mit ihrem Kind. Aber kaum dass wir auf dem Deck angekommen waren, wurden wir getrennt, und ich weiß nicht, ob sie schließlich gerettet wurden oder nicht, ob die ältere Dame je nach Malvern gelangte, ob die Mutter mit ihrem Kind ertrunken ist.

An Deck wurde ich von den Leuten, die nach mir kamen, bis ganz nach vorn an die Reling gedrückt, und als ich endlich stehen bleiben und mich umschauchen konnte, sah ich, dass unsere Situation hier oben sogar noch düsterer war als gedacht. Es würde noch einige Stunden hell bleiben, das war gut. Aber das gesamte Oberdeck vor den seitlichen Rädern war komplett zerstört. Jeder, der das Pech gehabt hatte, dort zu stehen, als die Heizkessel explodierten, war ganz sicher getötet worden, und ich sah ein Dutzend verbrannter Lei-

chen im Fluss schwimmen. Und noch waren keine Boote eingetroffen, um uns zu retten, obwohl das untere Deck, hinter den Rädern, auf dem ich mich befand, voller Menschen war, die zum Ufer starrten.

Ich suchte nach meiner Cousine, entdeckte sie aber nicht sofort. Ein Mann in Uniform versuchte, Anweisungen zu geben: Ladys hierher, Gentlemen dorthin. Er hatte einen Schnurrbart, der wie nasses Stroh aussah, und trug einen blauen Mantel, dessen steifer Kragen blutverschmiert war. Ich bin mir nicht sicher, ob irjendjemand auf ihn achtete. Es war schwierig zu entscheiden, worauf man achten sollte. Ohne Steuerung trieben wir mit der Strömung, die uns weiter und weiter vom Ufer des Ohios wegtrug. Kentucky, am anderen Ufer, war sogar noch weiter entfernt. Ein trockener Rauch von Schießpulver hing über uns, und ich sah an mehreren Stellen auf dem Schiff Feuer brennen.

Wie lange würden wir noch schwimmen? Das fragten die Menschen einander ängstlich, und es gab viel Gedränge, als die Leute versuchten, so weit wie möglich vom vorderen Schiffsteil nach hinten zu gelangen. Einige der Verletzten im Fluss bemühten sich, wieder an Bord zu klettern, und als ich hinunterschaute, sah ich eine verbrannte Männerhand ohne Körper auf dem Wasser schwimmen.

Mein Magen drehte sich um. »Comfort!«, rief ich.

An der Hand befand sich am kleinen Finger ein Smaragdring.

»*Comfort!*«

Der Mann in der blauen Uniform sagte scharf: »Bleiben Sie ruhig.« Er hatte eine durchdringende Stimme, die sogar weiter reichte als mein Schrei.

Einen Augenblick später wurde das Schiff, das die ganze Zeit über in Richtung Kentucky getrieben war, abrupt angehalten, als wäre es an etwas hängen geblieben. Alle drehten sich um und schauten nach, was es sein könnte.

Einen Moment lang geschah nichts. Dann neigte sich das Schiff nach einer Seite. Nur leicht, aber wir alle spürten es. Ich lehnte mich instinktiv zurück, als könne mein Körper das Gleichgewicht wiederherstellen. Ich fühlte mich wie ein gefangenes Tier und hatte plötzlich das starke Bedürfnis, woanders zu sein. Auf der Kentucky-Seite des Schiffs fingen die Leute an zu rufen, und auf der Ohio-Seite gab es viel Bewegung und Gedrängel. Ich packte jedes Mal fest die Reling, wenn jemand gegen mich drückte, der auf die andere Seite gelangen wollte, obwohl jeder sehen konnte, dass es dort nicht besser war. Ich wandte mein taubes Ohr in Richtung Kentucky und betrachtete die Menge auf der Ohio-Seite, die wie ein Herz anschwell und pulsierte. Schweiß floss in einem dünnen Rinnsal meinen Rücken hinab. Es war ein warmer Tag gewesen, aber die Feuer am Bug machten die Luft richtig heiß.

Menschen brachen in Panik aus und sprangen in den Fluss. Ein paar Meter von mir entfernt zog ein Mann seine Kleider aus und sprang, die Geldbörse zwischen den Zähnen, ins Wasser. Sekunden später sprang eine junge Frau komplett angezogen hinter ihm her. Sie tauchte nie wieder auf.

»Dov'è il mio papà?«

Ich schaute nach unten. Ein Mädchen in einem sauberen, braun karierten Kleid sah zu mir auf. Sie war Italienerin und musste mich fälschlicherweise für eine Italienerin halten.

Das ist mir früher auch schon passiert – meine schwarzen Haare und Augen. Ich sah eine zarte Falte, an der der Saum ihres Kleides ausgelassen worden war, und an ihrer Schulter befand sich ein kleiner Flicker mit Kreuzstich. Comfort hatte zweimal in einer italienischen Operette gespielt, daher konnte ich antworten: »*Non lo so.*« Ich weiß es nicht. Das Mädchen war acht oder neun Jahre alt, und es streckte seine Hände bittend oder wie im Gebet vor sich aus.

Rechts von mir hörte ich ein lautes Platschen, als noch jemand ins Wasser sprang. Neben den verbrannten Leichen der Explosion trieben nun neue Leichen im Fluss: Dumme Frauen wie diejenige, die ich vor ein paar Augenblicken ins Wasser hatte springen sehen, die nicht an ihre Stiefel, an die schweren Kleider dachten. Ihre Schinkenärmel trieben neben ihnen, ihre kräftigen Arme und Beine verborgen hinter Metern von nassem Stoff – gestreift, bordeaux, kariert, manche Farben kräftiger als andere. Ich sah auch ertrunkene Männer, ein paar mit dem Gesicht nach oben. Das Wasser nahe dem Schiff war inzwischen voller Körper, lebendigen und toten, doch das Deck schien kein bisschen leerer geworden zu sein. Wo waren die Rettungsboote, um uns zu holen? Alles, was ich sah, waren Reihen von Lagerhäusern am Ufer und große Fabrikschornsteine dahinter. Obwohl der Ohio River fast tausend Meilen lang ist, ist er nie mehr als eine Meile breit, und wir befanden uns mehr oder weniger in der Mitte. Ein paar Männer am Ufer waren in das Wasser gewatet und versuchten, die ersten Leute zu erreichen, die an Land schwammen. Aber ich sah immer noch keine Boote.

Mir wurde allmählich bewusst, dass jeder von uns allein leben oder sterben würde. Eine Frau ein paar Meter neben

mir begann zu schreien, und das Geräusch war wie Glas, das in meinem Ohr zerbrach. Die vordere Hälfte des Schiffs brannte immer noch und versank in kleinen, ruckartigen Bewegungen im Wasser. In einer Viertelstunde wären wir untergegangen, aber es war der Schrei, der mich endlich handeln ließ. Das kleine italienische Mädchen sah mich fragend an. *Was nun?*

Ich schaute mich noch einmal nach Comfort um, rief ihren Namen, aber es nützte nichts, es waren zu viele Menschen hier, und ich konnte nicht klar denken. Als ich nach unten blickte, bemerkte ich, dass ich immer noch meine Stoffschere in der Hand hielt, die ich gerade benutzt hatte, als die Heizkessel explodierten. Hatte ich sie die ganze Zeit über festgehalten? Ich konnte sie nicht in meinen Fingern spüren.

Ich kannte noch einen italienischen Satz: *»Io mi chiamo May«,* sagte ich. Dann auf Englisch: *»Wie heißt du?«*

»Mi chiamo Giulia.«

»Gut«, sagte ich, *»also, Giulia. Schau mal, ich habe hier eine Schere, siehst du? Ich werde dein Kleid aufschneiden. Wir haben keine Zeit für all diese Knöpfe. Wir müssen unsere Kleider aufschneiden, damit sie uns nicht nach unten ziehen.«* Ich blickte noch einmal zum Ufer. Ich bin oft über den Tiffin, nahe meinem Elternhaus, geschwommen, und er war ungefähr so breit, wie das Ufer jetzt entfernt war. Meine Mutter hatte mir das Schwimmen beigebracht, und es war etwas, das ich besser konnte als alle anderen, sogar besser als Comfort. Wenn ich schwamm, verschwand all der Lärm der Welt, und ich war allein mit dem Gefühl des seidigen Wassers an meiner Haut. Ich mochte dieses Gefühl. Ich dachte, ich könnte es schaffen.

Giulias Augen waren feucht vor Angst, aber sie weinte nicht, und obwohl sie den Mund öffnete, um die Zunge zwischen die Lippen zu stecken, gab sie keinen Ton von sich, als ich anfing, ihr Kleid aufzuschneiden. Ich begann an dem kleinen, spitzen Kragen und schnitt nach unten. Der Lärm um uns herum wurde lauter, sowohl das Heulen als auch das Schreien, und eine Gruppe Frauen hatte sich hingekniet, die Stirn an der Reling, und betete laut. Hin und wieder flog heiße Asche von den Feuern am Bug auf das Deck und verbrannte unsere Hände und Gesichter. Ich konnte aus Angst davor nicht tief einatmen. Nachdem ich das Kleid des Mädchens aufgeschnitten hatte, tat ich dasselbe mit meinem Kleid.

Als wir beide nur noch unsere Musselinunterkleider trugen, stopfte ich die Taschenuhr meines Vaters, die ich an einer Silberkette um meinen Hals trug, unter den Stoff. Dann suchte ich nach einer Stelle, an der wir leicht in den Fluss kamen. Wenn wir sprangen, würden wir erst mal untergehen, bevor wir wieder auftauchten, und Giulia könnte Panik bekommen. Andere Menschen kletterten an der Backbordseite des Schiffs hinunter, ihre Füße auf den Fensterbänken, dann auf den Gittern, dann auf der Kante des schlammigen Rumpfs. Und nachdem ich nach einem besseren Weg gesucht, aber keinen gefunden hatte, machte ich dasselbe, zusammen mit dem Mädchen, das sich an mir festhielt.



Der einzige Bruder meiner Mutter war ertrunken, als sie noch ein Kind gewesen war, deswegen brachte sie mir schon früh das Schwimmen bei. Wir wohnten in einer kleinen Stadt am Tiffin, ungefähr siebzig Kilometer südwestlich von Toledo. Unser Grundstück lag erhöht über dem Flussufer, aber trotzdem überflutete der Tiffin uns und alle anderen alle fünf bis sechs Jahre, bis endlich das Geld für einen Damm zusammengekommen war. Als ich sechs Jahre alt war, wurde eine unserer Scheunen weggespült. Ich erinnere mich noch daran, wie sie aussah, dort, wo sie schließlich landete: gebrochenes, zersplittertes Holz, das an ein paar mit Schlamm verkrusteten Bäumen lehnte, einen guten Kilometer von ihrem ursprünglichen Platz entfernt.

Ich liebte das Schwimmen. Ich mochte das Gefühl des leichten Wasserdrucks, wie eine Eierschale rund um mich, und ich war gern weit weg von allen anderen. Meine Mutter band mir ein rotes schmales Tuch um den Kopf, damit sie meine Fortschritte verfolgen konnte. Sie trug immer ein verbleichenes blaues Wickelkleid mit zwei Bindebändern anstelle von Knöpfen und saß auf einem alten Eichenstumpf an der niedrigsten Uferstelle, um mich zu beobachten.

Der Fluss floss hinter unserem Haus vorbei, und dicke Weißeißen wuchsen bis fast ans Wasser. Sie hatte daher wohl das Gefühl, dass es privat genug für dieses Kleid war. Meiner Mutter war Privatsphäre sehr wichtig, wie auch ordentliche Hausarbeit und pünktlich bezahlte Rechnungen. Sie wollte, dass alles fein säuberlich geordnet und effizient organisiert war – »meine deutsche Seite«, sagte sie immer. Sie war eine hervorragende Schneiderin, und ihre Nähte und Säume waren gerader als die aller anderen, obwohl sie, anders als ich, nie ein Maßband benutzte. Ich erinnere mich, wie sie einen Saum, an dem ich gerade arbeitete, berührte, um mir zu zeigen, wo ich ein wenig von der geraden Linie abgekommen war. Ich sollte es auch berühren, als wäre diese Abweichung etwas, das ich besser verstehen konnte, wenn ich es fühlte. Dann sagte sie mir, ich solle die Naht auftrennen und von vorn anfangen.

Ich wollte sie auftrennen. Ich wollte, dass meine Säume so gerade waren wie ihre. Ich weiß nicht, ob ich mein Gefühl von ihr geerbt habe oder ob ich es erlernt habe, aber ordentliche, gerade Nähte und auch Kragen haben mir immer ein großes Vergnügen bereitet. Als ich älter war, wurde meine Geschicklichkeit beim Nähen eine Frage des Stolzes für meine Mutter, und sie zeigte Besuchern meine Arbeiten.

»Das hat May genäht, als sie erst sechs Jahre alt war«, sagte sie und reichte ein Kleid aus Vichykaro herum, das ich für meine Puppe genäht hatte. »Sie hat gelernt, Knopflöcher zu nähen, ohne irgendwen zu fragen.«

Was sie den Leuten nicht erzählte, was sie vielleicht nicht einmal selbst wusste, war, wie sie ihre Augenbrauen leicht hochzog, wenn ich ihr eine Frage stellte, als fände sie es

merkwürdig, dass ich die Antwort nicht schon wusste. Dabei ging es nicht so sehr um ihr Vertrauen in meine Fähigkeiten als um ihre Unwissenheit darüber, was Kinder von allein lernen und was man ihnen beibringen muss. Meine Mutter war vierzig Jahre alt, als ich auf die Welt kam, und ich glaube, sie hat die Überraschung, dass ich geboren wurde, nie ganz überwunden. Mein Vater wurde einen Monat später fünfundfünfzig. Sie waren seit fast zwanzig Jahren verheiratet, und egal, welche Pläne sie wegen Kinder gehabt hatten, sie hatten damals, als sie herausfanden, dass ich unterwegs war, sicher schon lange damit abgeschlossen. Mein Vater züchtete Kühe und starb, als ich elf war. Als ich vier Jahre alt war, waren seine Haare komplett weiß, und als ich neun war, ging er an einem Stock. Er neckte mich immer auf dieselbe Art. Wenn ich unachtsam war, dann sagte er, er würde mich zum Arbeiten zurück in die Glasfabrik schicken, sollte mir das noch mal passieren. Wenn ich dann ernst nickte, sagte er immer, na, dann ist ja gut, und kniff mich sanft in den Arm als Zeichen, dass er scherzte.

Der Vater meiner Mutter stammte aus Deutschland, und von ihm hatte sie die Angewohnheit übernommen, jeden Abend nach dem Essen ein Glas Apfelwein zu trinken. Danach kam sie in mein Schlafzimmer und setzte sich auf mein Bett. »Gute Nacht, May. Gott sei mit dir«, sagte sie. Manchmal sagte sie es auf Deutsch, und ich fragte mich, ob ihre Eltern das zu ihr gesagt hatten, als sie ein Mädchen gewesen war. Ich begriff, dass der Apfelwein, den sie jeden Abend aus dem schweren gelben und vom Alter matten Glas ihres Vaters trank, ihre Art war, ihre Vergangenheit zu ehren. Wenn sie auf meinem Bett saß und diese Worte sagte – die

einzigem Male, dass sie Gott erwähnte, soweit ich mich erinnere –, dann war das ihre Art, mir zu versichern, dass sie mich liebte.

Abgesehen davon zeigte sie ihre Gefühle kaum. Sie trug immer Dunkelblau oder Braun und bewegte sich schnell, aufrecht, konzentriert und zielstrebig, von dem Augenblick an, in dem sie aufstand, bis zu ihrem Glas Apfelwein am Abend. Sie interessierte sich unter anderem für den Preis von Roheisen und hatte ein kleines Heft in ihrer Schürzentasche, in dem sie jeden Tag den neuen Preis notierte. Ich vermutete, dass sie ein paar Roheisenaktien besaß, und nach ihrem Tod bestätigte sich diese Vermutung.

Mein Vater kümmerte sich um die Tiere und die Außengebäude, und er baute und reparierte die leichten Holzräder für den Käse. Meine Mutter beaufsichtigte die beiden Milchmädchen, die unsere Kühe molken, und brachte auch ihnen das Schwimmen bei. Und als Comfort und ihre Mutter in dem Sommer, in dem ich neun Jahre alt war, in die kleine Stadt nahe unserer Farm zogen, hat sie Comfort gesagt, dass sie auch schwimmen lernen musste. Es war das erste Mal, dass wir uns sahen. Ich kam gerade zum Haus, nachdem ich nach den Kühen geschaut hatte, etwas, das ich jeden Morgen tat, und ich sah sie an der Hintertür stehen, zusammen mit meiner Mutter und einer Frau, die wie eine ältere, dünnere, unglücklichere Version meiner Mutter aussah.

»May, komm zu deiner Cousine und deiner Tante«, rief meine Mutter mich.

Comfort war bereits erwachsen, jedenfalls in meinen Augen, denn sie war sechzehn Jahre alt und umwerfend

schön, während ich neun war und immer noch linkisch und im Wachstum. Sie und ihre Mutter hatten in Europa gelebt mit Comforts Vater, der Holländer und ein Spieler war, was bedeutete, dass sie ständig von einer Stadt in die nächste zogen. Er starb, nachdem er eines Abends betrunken von einem Pferd gefallen war, und danach hatte Tante Ann ein paar Jahre als Schauspielerin gearbeitet, sie hat die Matronenrollen gespielt, die Comfort später verabscheuen würde. Aber Tante Ann hatte dieses Leben jetzt hinter sich gelassen und war nach Amerika gezogen, um in der Nähe ihrer Schwester zu sein.

»Comfort, kannst du schwimmen?«, hatte meine Mutter an diesem allerersten Tag gefragt. Sie würden den ganzen Sommer über bei uns bleiben und dann im Herbst ein paar Zimmer in der nahen Stadt Brownville mieten. Meine Tante Ann war der Meinung, dass Comfort dadurch »mehr Chancen« hätte, als wenn sie auf einer Milchfarm lebte. Chancen waren für die beiden immer sehr wichtig, vielleicht war das eine Nachwirkung ihrer früheren Tage mit einem Spieler.

»Ein bisschen«, antwortete Comfort, sah mich an und zwinkerte.

Aus irgendeinem Grund fand ich ihr Zwinkern aufregend.

»Ich bringe es dir bei«, sagte meine Mutter.

Während ich langsam durch den Ohio River schwamm und dabei Guilia festhielt, konnte ich jedoch nicht an Comfort denken. Ich konnte nur an das Ufer denken, wie weit es noch bis dorthin war, ob ich es erreichen würde und ob ich das

Mädchen so lange festhalten könnte. Erst später, als ich nach Comfort suchte, erinnerte ich mich daran, dass meine Mutter ihr das Schwimmen beigebracht hatte, und hoffte, das bedeutete, dass sie lebte.

Einen Arm quer über Giulias kleiner Brust und unter ihrem Arm paddelte ich nach Norden und sehr langsam auf Ohio zu. Ich erinnere mich nur an wenige Dinge dieses Schwimmens im Zwielflicht: Daran, wie Giulias nasse Haare, die an meinem Hals klebten, sich anfühlten; an den Anblick zweier Männer im Wasser, die sich an einem toten Maultier festhielten, und an die Schreie der Ertrinkenden um uns herum. Außerdem – aber vielleicht habe ich das auch erst später in einem meiner Albträume geträumt – erinnere ich mich an Fetzen irgendeines seidigen Materials, das im Wasser an mir vorbeitrieb. Zunächst dachte ich, es wären die Teebeutel, die ich auf dem Schiff genäht hatte, aber dann erkannte ich, dass es Stückchen verbrannter Haut waren.

Ich musste ein paar Mal anhalten und Wasser treten. Nach dem ersten Mal hatte Giulia verstanden, was ich tat, und während sie sich an meiner Schulter festhielt, bewegte sie ihre Beine neben mir. Wir beide blickten zum Ufer. Das Wasser war kalt, und die leichte Strömung trieb uns von unserem Ziel weg. Beim Wassertreten konnte ich meine Arme und meine Lunge ausruhen, aber mir wurde kälter, und sobald ich wieder zu Kräften gekommen war, schwamm ich weiter, als Signal drückte ich Giulias Arm.

Ihr dünner, kaum bekleideter Körper war ein langer, schwerer Sack, der schwerer wurde, je länger ich schwamm. Das Wasser griff nach meiner Haut und warf sich gegen mich, und ich strengte mich an, um nicht an das zu denken,

was unter uns schwamm: der schnurrbärtige Seewolf, den ich zwischen den Felsen in den Netzen der Fischer gesehen hatte, als das Dampfschiff an ihnen vorbeifuhr. Mein linker Arm, mit dem ich Giulias kleinen Körper festhielt, wurde taub und fast steif, während mein rechter Arm uns nach vorn brachte.

Wir schienen unendlich langsam voranzukommen, aber als mein Fuß endlich das Flussbett ertastete, war meine Erleichterung wie ein Seufzer in meinem Bauch, und dann erinnere ich mich an nichts mehr, bis Giulia und ich nebeneinandersaßen, auf Zeitungen, die irgendjemand für uns auf einem trockenen Stamm am Ufer ausgebreitet hatte.

Doch selbst hier, entweder aus Gewohnheit oder weil ich ihre Wärme brauchte, hielt ich sie fest, und sie presste ihren kleinen Körper gegen meinen. Eine Frau gab uns Decken, und eine andere Frau notierte unsere Namen. Meine Erleichterung wurde zu einer Art sprachlosen Erschöpfung, und ich schaute auf den Fluss, den wir gerade durchschwommen hatten, als müsste ich ihn irgendwie verstehen. Natürlich gab es nichts zu verstehen. Mit meinem funktionierenden Ohr konnte ich immer noch Menschen im Wasser um Hilfe schreien hören.

Giulia bewegte ihren nassen Kopf von einer Seite zur anderen und schaute auf jeden Mann, der an uns vorbeiging, während die Sonne am Horizont versank. Kleine Boote und Flöße hatten endlich begonnen, die Schwimmer aus dem Wasser zu ziehen, aber es riefen mehr Menschen um Hilfe, als es Rettungsboote gab. Ich suchte mit den Augen das Wasser nach Comfort ab, aber ich war zu weit weg, um irgendjemanden erkennen zu können, und Erschöpfung hielt

mich an Ort und Stelle. Ich hatte kein Gefühl mehr in meinen Armen und Beinen, und mein Atem hörte sich an wie ein leise keuchendes Tier in meiner Brust.

Plötzlich rief Giulia: »Papa!«, mit einer für ein so junges Mädchen merkwürdig lauten und tiefen Stimme. Sie schien in einer einzigen Bewegung vom Stamm aufzuspringen und in die Arme eines Mannes zu laufen.

Der Mann war barfuß und trug keinen Hut, sondern nur eine nasse lange Unterhose unter seiner Decke. Er war nicht sehr groß und hatte hängende Schultern, aber er hatte Giulias Nase und ein wenig von ihrer Haltung. Es war eindeutig, dass sie verwandt waren. Und damals hatte ich, genau wie heute, das Gefühl, dass es eine Art Wunder war, dass beide den Untergang der *Moselle* überlebt hatten, wenn man überlegt, wie viele es nicht geschafft hatten. Giulias Vater legte seine nassen Arme um Giulia, und ich spürte, wie die kalte Luft unter meine Arme drang, an der Stelle, an der ich sie eben noch gehalten hatte. Ich sah zu, wie sie sich umarmten und weinten. Er schluchzte ganz offen, etwas, das ich zuvor noch nie bei einem Mann erlebt hatte.

Als Giulia ihn zu mir führte, sagte er etwas mit gebrochener Stimme in Italienisch. Er blieb stehen und weinte wieder, und dann fing er noch einmal an. Ich hörte ihm zu, verstand kein Wort und versuchte, ihm in die Augen zu sehen, wie meine Mutter es mir immer wieder gesagt hatte. Ich war froh, dass die beiden lebten, und ich war froh, dass sie einander gefunden hatten, aber mir war seine Aufmerksamkeit peinlich. Als er zu Ende gesprochen hatte, umarmte Giulia mich, und ich ließ mich umarmen, versuchte, nicht zu erstarren. Als sie mich losließ, entspannte ich mich, und

dann sah ich mir ihr Gesicht genau an, damit ich mich daran erinnerte. Ich musste es mir gut eingepägt haben, denn es tauchte später häufig in meinen Träumen auf, aber in meinen Träumen lächelte sie nicht, sie hatte Angst.

»*Grazie, grazie, salve, grazie*«, rief Giulias Vater.

Ich sah ihnen nach, bis Giulias kleiner Kopf nur noch ein Fleck in der Ferne war. Dann war sie weg. Der Laternenanzünder begann, die Lampen entlang des Flusses anzuzünden, und als ich noch mal auf das Wasser schaute, sah ich, dass dunkellila und blaue Streifen des Sonnenuntergangs auf ihm lagen. Die kühle Abendluft schien von der Stadt herabzuwehen und gleichzeitig vom Fluss hoch, und ich zog meine Decke fester um meine Schultern und stand auf.

Ich musste Comfort finden. Sie trug ihr hellgrünes Kleid. Ihr Lieblingshaarschmuck steckte in ihren Haaren, ein Silbervogel mit einem Türkisauge. Ich versuchte, mich an andere Details zu erinnern. Aber obwohl ich barfuß über den Schutt am Strand stolperte, in jedes Gesicht sah, an dem ich vorbeikam, und in all die Gesichter der durchnässten Toten, die aus dem Fluss gezogen wurden, konnte ich sie nicht finden.

Früh am nächsten Morgen stellte der Stadtrat von Cincinnati einundzwanzig Männer ab, um die restlichen Leichen aus dem Fluss zu holen. Einige der Männer schnitten die Schösslinge und das Gebüsch, das ins Wasser wuchs, um das Ufer zu verbreitern, während andere die Leichen auf ausgebreitete Laken zogen und sie, mit dem Gesicht nach oben und mit Resten von Kleidung oder persönlichem Hab

und Gut daneben, ablegten, um eine Identifikation einfacher zu machen. Als ich wieder ans Ufer kam, waren Eichenpfosten aufgerichtet worden und ein Segeltuch darüber gedeckt, sodass ein großes Zelt entstanden war, das die Leichen vor der Sonne schützte – für April war es ungewöhnlich mild.

Die Leichen waren mit den Füßen in Richtung Fluss hingelegt worden, wie eine Anklage, und ihre Kleider waren voller Schlamm und Blut. Die Frau vor mir, Mrs Alma Stoke, ihr Gesicht vom Weinen verquollen, hielt sich die Nase beim Betrachten der aufgedunsenen Gesichter zu. Die letzte Nacht waren Mrs Stoke und ich bei einem städtischen Zinseintreiber namens Nadel einquartiert worden. Mrs Stoke suchte nach ihrem Ehemann und den drei Kindern.

Als wir zur letzten Reihe im Zelt kamen, sagte ein Mann mit dem Stadtwappen auf seinem Mantel: »Im Leichenschauhaus sind noch mehr, von gestern Nacht.«

Das Leichenschauhaus war ein einstöckiges Gebäude aus gelben Backsteinen, ein paar Blocks entfernt. Vor der Tür hatte sich eine Reihe verzweifelter Menschen gebildet, und wir wurden in Fünfergruppen hineingelassen. Hier wirkten die Leichen etwas würdevoller, da sie nicht mehr auf dem Boden lagen, sondern auf niedrigen Tischen, ein Laken bis ans Kinn und gekämmte Haare. Der Fußboden und die untere Hälfte der Wände waren mit petrolfarbenen Fliesen gekachelt, und in der Mitte des Bodens befand sich ein Abfluss.

Comfort lag nicht auf einem Tisch, aber Mrs Stoke fand ihren Ehemann und zwei ihrer Kinder. Bis zu diesem Moment hatten wir fünf, die wir gerade nachsahen, ge-

schwiegen, und dann erfüllte plötzlich ihr Wehklagen den Raum, hallte von den Fliesen wider. Ich wandte mich von dem Lärm ab und starrte auf eine Metalltheke mit unmarkierten Zehenanhängern, Nadeln und Nähzubehör, einer Knochensäge und anderen Geräten dieses Handwerks. Galle stieg mir in die Kehle. Ich verzweifelte allmählich.

Draußen auf dem Bürgersteig reichte ein Junge mit einem braunen Krug jedem, der das Leichenschauhaus verließ, einen Becher Wasser, und obwohl ich keinen Penny für ihn hatte, gab er mir trotzdem einen halben Becher. Menschen hatten sich mit Schildern versammelt: »Gesucht: ein Kind, graues Kleid, gelbe Strümpfe, namens Anna Weaver«, »John und Edward Sunbury, wohnhaft 2 West Circle, suchen nach ihrer Mutter«, »Frank Jewett! Ich bin am Leben und wohne in der Cross Street bei Mrs Vernon, an der Ecke«. Pferdewagen mit Firmennamen auf der Seite fuhren in einem konstanten Strom an mir vorbei, und ich stand da und starrte sie an, wusste nicht, was ich jetzt tun sollte.

Sie kann schwimmen, erinnerte ich mich, aber inzwischen war mir schlecht vor Angst.

»Na, wenn das mal nicht das Mädchen mit dem flüchtigen Lächeln ist.«

Ich drehte mich um und sah einen Mann mit schulterlangen blonden Locken auf mich zukommen: Mr Thaddeus Mason. Sein linker Arm lag in einer Schlinge aus weicher schwarzer Baumwolle mit unregelmäßigen Flecken wie ein Nachthimmel in einer besonders klaren Nacht, wenn die Sterne hellgrün und nicht weiß wären. In seiner verletzten Hand hielt er ein Marmeladenglas, in der anderen einen Löffel.

Erleichterung überlief mich wie eine warme Welle. »Mr Mason!«, sagte ich.

»Thaddeus«, verbesserte er mich und führte mich zu einer Bank im Schatten. »Meine Liebe, ich habe mir Ihretwegen Sorgen gemacht!« Mir war klar, dass er keinen Gedanken an mich verschwendet hatte, bis er mich gerade eben gesehen hatte, aber das war mir egal, ich war froh, mit jemandem zu sprechen, den ich kannte.

Thaddeus leckte seinen Löffel ab und steckte ihn in die Jackentasche. Obwohl er ein Schauspieler und nicht reich war, war er immer gut gekleidet. Heute trug er eine dunkelgrüne Jacke mit einem breit gestreiften Schlips und eine helle Hose – sicherlich ausgeliehen, und doch wirkten die Kleider wie für ihn gemacht. Als ich ihn fragte, was mit seinem Arm passiert war, sagte er: »Eine kleine Verstauchung durch meinen Sturz, nichts Ernstes. Welche Nachrichten haben Sie denn von Ihrer hübschen Cousine? Bitte sagen Sie mir, dass Sie hier auf sie warten, dass sie nur zur Post gegangen ist, um einen Brief aufzugeben oder einen Scheck einzulösen.«

Ich weiß nicht, warum Schauspieler immer zur Post gehen, um nach Geld in ihren Briefen zu sehen, meiner Erfahrung nach wurden sie entweder direkt bezahlt oder gar nicht. Zwei junge Frauen spazierten Arm in Arm auf uns zu und achteten darauf, sich von den Schweinen, die in Cincinnati frei auf der Straße herumliefen, fernzuhalten. Eine der Frauen hatte dieselbe rötlichgoldene Haarfarbe wie Comfort, und schlagartig standen mir Tränen in den Augen.

»Ich habe Angst, dass sie tot ist«, sagte ich.

Thaddeus erwiderte in einem freundlichen Tonfall: »Ach

Gott.« Und ich schaute nach unten. Aber als er meine Finger in seine Hand nahm, blinzelte ich die Tränen weg und konzentrierte mich darauf, meine Hand zurückzuziehen.

Ich war überrascht, dass Thaddeus lachte. Sein Verhalten änderte sich. »Sie legen nicht viel Wert auf Mitgefühl, oder?«, fragte er, und dieses Mal klang seine Stimme tatsächlich aufrichtig. »Hören Sie, gerade wird ein neues Flugblatt gedruckt. Ich vermute, dass Comfort gestern Abend bei all dem Durcheinander nicht daran gedacht hat, ihren Namen anzugeben. Ich gehe schnell zur Zeitung und schaue mal, was ich herausfinden kann. Hier«, sagte er und fischte sein Marmeladenglas wieder aus seiner Armschlinge. »Sauerkirschmarmelade.«

Den Löffel gab er mir nicht, aber ich war sowieso nicht hungrig. Ich beobachtete ihn, wie er auf seine übliche selbstbewusste Art die Straße entlangging. Als ich ihn kennengelernt hatte, erschien mir Thaddeus wie ein opportunistischer Mann, dessen große Chancen bereits hinter ihm lagen. Trotz seiner langen blonden Haare alterte er, um seine Augen bildeten sich kleine Lachfalten und Runzeln an seinen Mundwinkeln. Aber er war nicht unattraktiv, und sollte er sich Sorgen um seine Zukunft machen, ließ er es nicht erkennen. Er hatte so eine Art, eine Frau direkt anzusehen, als könne er ihr verborgenes Selbst erkennen und als mochte er es. Ich hatte ihn Comfort auf diese Weise anschauen sehen, wenn er etwas von ihr wollte. Normalerweise Geld leihen.

Es schien lange zu dauern, bis er zurückkam, aber dann trug er eine zusammengefaltete Zeitung in seiner unverletzten Hand und grinste.

»Hier«, sagte er und schlug das Blatt für mich auf.

Auf der Seite waren drei Spalten mit Namen in dunkler Schrift gedruckt: tot, vermisst und gerettet. Comforts Name stand genau unter dem von Mrs Flora Howard in der Kategorie *gerettet*. Er war sehr klein gedruckt, aber eindeutig.

Comfort Vertue. Natürlich würde sie sich retten, warum hatte ich daran nur gezweifelt? Und als ich die Zeitung festhielt, fiel mir auf, dass meine Finger zitterten; die Seite wurde vom Wind nach hinten gebogen.

»Aber wo kann sie nur sein?«, fragte ich. Ich grübelte und suchte nach einer Erklärung. »Bei Mrs Howard?«

»Die Frau hat damit angegeben, ein großes Haus zu besitzen.« Thaddeus grinste mich an. Im direkten Sonnenlicht sah er sogar noch älter aus. »Jetzt haben wir die Chance, selbst nachzusehen.«

* * *

Mrs Flora Howard hatte nicht übertrieben, was ihr Haus anging, es war ein riesiges sandfarbenes Steinhaus, dreistöckig mit einem runden Türmchen an der linken Seite. Der Droschkenkutscher – Thaddeus hatte ihn überredet, uns gratis zu fahren, weil wir »Opfer der *Moselle* waren, wissen Sie« – ließ uns an der Ecke aussteigen, und wir gingen zwischen dichten, beschnittenen Büschen, die die Auffahrt wie Armlehnen flankierten, auf das Haus zu. Als wir die Haustür erreichten, spürte ich, wie mein Herzschlag stolperte und sich dann beschleunigte.

Thaddeus klopfte mit dem großen Messingtürklopfer an. Einen Augenblick später öffnete der schwärzeste Mann, den ich je gesehen hatte, die Tür. Er war makellos gekleidet, trug einen braunen Anzug mit einem weißen Hemd, und sein